

BILD: SN/IMAGO

Wer ist **Wir**?

Ein Lob auf die Vielfalt – statt der Reinheit des Wir. Und wie man trotz Corona und Krieg neuen Halt und Sicherheit finden kann.

JOSEF BRUCKMOSER



H Heiner Keupp befasst sich als Sozialpsychologe vielfach mit Identität: Was gehört zu mir, wie passe ich in die Welt, was bedeuten „die anderen“? Ein Gespräch über „Claims“ und Demokratie von unten.

SN: Wir erleben seit zwei Jahren eine massive Verunsicherung, erst durch die Pandemie, jetzt durch den Krieg. Was macht das mit unserer Identität, mit der Vorstellung von einem sicheren Leben?

Heiner Keupp: Mit der Wohlfahrtsgesellschaft der vergangenen Jahrzehnte hier in Europa schien eine einigermaßen zukunftsfähige und geschützte Lebensform weitgehend gesichert. Diese Weltsicht war von der Überzeugung geprägt, dass angesichts globaler Krisen die alten Unterscheidungen von innen und außen, von national und international, von „wir und die anderen“ nicht mehr gelten. Ein kosmopolitischer Realismus schien nötig zum Überleben.

Diese Weltsicht wurde durch einen Krieg zerstört, der bis zum 22. Februar 2022 unvorstellbar war. Hier zeigt die Identitätspolitik von „wir und die anderen“ ihr mörderisches Potenzial. Sie schafft „Claims“, Reviere, die Zugehörigkeit und Behauptung sichern, die aber zugleich Zerstörung und Heimatverlust bedeuten können. Es geht um die Reinheit des Wir, die man mit fragwürdigen historischen Bezügen aufbaut.

SN: Warum stößt die Idee der Reinheit auf ein so verheerendes Echo?

Sie ist ein Ticket für Leute, die sich persönlich oder als Gemeinschaft bedroht fühlen. Die schärfste Ausprägung war der Rassismus. Der ist aber nicht mehr haltbar. Daher sagen identitäre „Wir“-Bewegungen heute, es gehe um die Reinheit der Kultur: Nur die, die in dieser Kultur aufgewachsen sind, gehören dazu und dürfen hier leben.

Ein anderer sieht dieses Wir in seinem Claim, in der Wiederherstellung seines alten Reviers: Ich will mein Russland zurück!

SN: Erleiden jetzt die Offenheit und die Vielfalt des Lebens, an die wir uns als „Kinder der Freiheit“ gewöhnt hatten, einen massiven Rückschlag?

Die jüngsten Erschütterungen durch Pandemie und Krieg laufen völlig unserem Selbstverständnis zuwider, dass wir in einer pluralen Welt doch immer wieder den Kompromiss, den notwendigen Ausgleich finden würden. Trotzdem dürfen wir uns selbst nicht wieder ein Weltbild zurechtzimmern, in dem es endgültige Koordinaten gibt und die klare Kante den Ton angibt. Wir müssen gegen jede Identitätspolitik, die bis hin zu brutaler Gewalt genau abzirkelt, wer dazugehört und wer nicht, unsere alte Vorstellung hochhalten: Eine Welt der Verschiedenheit und der Pluralität ist das, wofür wir emanzipatorisch gekämpft haben.

SN: Diese Emanzipation heißt aber, dass wir uns stets an eine veränderte Außenwelt anpassen müssen. Welche Sicherheiten bleiben noch?

Die großen Gewissheiten, die es zum Beispiel in den Kirchen gab oder in den Volksparteien, sind zerfallen. Wir werden diese klassischen Strukturen von Zugehörigkeit und Sicherheit nicht mehr zurückgewinnen. Und das ist gut so. Junge Menschen werden heute nicht mehr in die Identität eingesperrt, aus der sie herkommen. Wir haben das Gehäuse der Hörigkeit, wie das Max Weber genannt hat, abgelegt. Die sogenannte Normalbiografie gibt es nicht mehr. Heute heißt die Botschaft: Es liegt an dir, an welcher Stelle deines Lebens du welche Entscheidungen triffst. Du musst deine Identität selbst finden, auch in den Veränderungen, die auf dich zukommen.

Was jetzt entsteht, ist eine neue Art von Patchworkidentität. Die muss keineswegs ein wildes Durcheinander im Kopf sein. Entscheidend ist, ob es mir gelingt, mir das anzueignen, was zu mir gehört. Nicht ein für

alle Mal, sondern in der reflexiven Öffnung für neue Entwicklungschancen.

SN: Heißt der Gewinn an Freiheit zwangsläufig Entscheidungsstress?

Mehr als früher gibt es Identitätsbrüche in der Biografie – ich verliere meinen Job, ich bin selbstständig in einer Branche, die von heute auf morgen verschwindet. Das erfordert eine enorme Bewältigungsarbeit. Das gilt nicht nur individuell, sondern auch für die Gesellschaft als ganze. Wenn wir als Kulturnationen schlau wären, würden wir jetzt nicht aus Katar neues Gas holen, sondern neue Formen der Energiegewinnung und des Energiesparens realisieren, die ja längst erforscht und erprobt sind.

SN: Offenbar gibt es noch keine Idee, wo wir gemeinsam hinwollen.

Was mich optimistisch stimmt, ist die große Entfaltung von Bürgerengagement. Viele Leute machen sich auf den Weg mit guten Projekten. Menschen finden Sinn in kleinen Organisationen, in Vereinen, in örtlichen und regionalen Netzwerken. Bürgerinitiativen sind nicht immer toll. Aber sie sind ein wichtiger Schritt, dass Menschen sich an Entwicklungen beteiligen, wo sie erleben, dass sie wirksam sein können. Das ist Demokratie von unten, die kann man fördern. Was noch fehlt, ist ein politischer Konsens, damit das keine Minderheitenpolitik bleibt, sondern die Mehrheit darin die Chance sieht, auch in Zukunft gut leben zu können.

SN: Könnte die gegenwärtige Entwicklung sogar helfen, weil sie Druck erzeugt?

Die Erschütterungen könnten dazu führen, dass der Kampf um gute demokratische Lebensverhältnisse an Vitalität gewinnt. Auch im Alltag. Junge Menschen können schon in der Schule mitbeteiligt werden an dem, was ihr Leben bestimmt. Dadurch entste-

hen neue Sicherheiten. Wir konnten das in einer Studie über Heimkinder aufzeigen: Kinder, die mitredeten konnten bei dem, was sie betraf, kamen besser mit ihrer Heimerfahrung zurecht als andere, denen alles diktiert wurde.

Entscheidend ist, dass die Welt nicht in Schwarz-Weiß aufgelöst wird, dass man nicht vorweg entscheidet, wie man sie unbedingt haben möchte. Wir müssen offen sein für Veränderungen, auch wenn noch nicht klar ist, wohin sie genau führen. Im Fachjargon sprechen wir von der notwendigen „Ambiguitätstoleranz“, die eine Grundbedingung demokratischer Alltagskultur ist.

SN: Braucht es dafür nicht eine Idee des Guten, eine Entscheidung, was geht und was absolut nicht geht?

Das ist unstrittig. Ich bin ein großer Anhänger der grundgesetzlich abgesicherten Würde des Menschen und der Menschenrechte, die die UNO und die EU entwickelt haben. Dazu gehören Grundprinzipien wie der Respekt voreinander, soziale Gerechtigkeit, die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Diese Werte sind Orientierungspunkte, die ich brauche, um nicht in die völlig falsche Richtung zu laufen. Aber damit ist noch nicht festgelegt, was das in jeder einzelnen konkreten Situation bedeutet. Das muss ich mit anderen demokratisch aushandeln.

Heiner Keupp ist beim Internationalen Kongress der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE) Referent zum Thema Identitätspolitik. Der Kongress an diesem Wochenende in Lindau steht unter dem Motto

„Begegnung als heilsames Moment in Psychotherapie und Beratung“. Viel beachtete Bücher von Heiner Keupp: „Heraus aus der Ohnmachtsfalle“, „Einmischen, es geht nicht anders“, „Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne“.

BILD: SN/PRIVAT

